

## Literaturbesprechungen

**Die Sprache der Opfer. Briefzeugnisse aus Russland und der Ukraine zur Zwangsarbeit als Quelle der Geschichtsschreibung, kommentiert und herausgegeben von Gisela Schwarze.** Essen: Klartext-Verlag 2005, 331 S., 18,90 €

Die Veröffentlichung von Gisela Schwarze präsentiert über 300 Briefe ehemaliger NS-Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus zwei der hauptsächlich betroffenen Länder, Russland und der Ukraine, in einer kommentierten Edition. Ausgangspunkt dieser Korrespondenz war ein Anschreiben des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ vom Sommer 2000 an über 600 Personen. Eingangs formuliert die Herausgeberin dabei zwei programmatische Anliegen, die das Buch allerdings nur bedingt einlöst, zum einen die Nutzung dieser besonderen Gattung biographischer Texte als historische Quellen, zum anderen die Verknüpfung dieser autobiographischen Präsentationen mit der Ereignisgeschichte. Dafür sollen die „ehrlichen Aussagen“ der Briefe recht unspezifisch „mit Ergebnissen der historischen Forschung“ (S. 11) verbunden werden, ohne dass auf die Besonderheiten des zugrunde liegenden Materials eingegangen würde. Insgesamt bewertet Gisela Schwarze die Briefe von vornherein – mögliche Interpretationen leider vorschnell einschränkend – als „zurückhaltende Darstellung grausamer Erfahrungen, die nur durch den stalinschen Terror nach der Heimkehr relativiert werden“ (ebd.).

Die Autorin hat sich für eine inhaltliche Gliederung entschieden, was ihr ermöglicht, einzelne Aspekte des Zwangsarbeitseinsatzes in der Land- und Hauswirtschaft, im Handwerk und Handel sowie in der deutschen Kriegswirtschaft sehr anschaulich zu vertiefen. Auf der Ebene der Ereignisgeschichte bietet das Buch dadurch wichtige Fortschritte. Zunächst erweitert es unser Wissen über die zahlreichen DAF-Lager für Zwangsarbeiter als eine weitere Facette der Organisationsstruktur des „Reichseinsatzes“. Ebenso aufschlussreich sind Aussagen zur Teilhabe der Deutschen Reichsbahn nicht nur am Transport, sondern auch an der Ausbeutung der ausländischen Arbeitskräfte in eigenen Lagern, an eigenen Bauvorhaben, meistens jedoch bei der Instandhaltung bzw. Wiederinstandsetzung beschädigter Infrastruktur. Auch die besondere Betonung der Situation der Kinder unter den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen bringt Impulse für die Forschung, bis hin zu dem Problem, dass die lückenhafte Erfassung der Kinder durch die NS-Bürokratie es ihnen heute erschwert, die finanzielle „humanitäre Geste“ der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ zu erhalten. (S. 56) Wirklich umfassend und in beeindruckender Weise umgesetzt ist das Anliegen, dass „den Opfern deutscher Sklaverei ... endlich Stimme verliehen werden“ soll (S. 39). Diese dokumentarische Vorgehensweise gibt dem Buch beinahe die Bedeutung eines gedruckten Denk- bzw. Mahnmals mit hohem Erinnerungswert. Allerdings geht in der Darstellungsform teilweise der biographische und erzählerische Kontext der Briefe der Überlebenden – und dadurch die biographische Perspektive als Forschungszugang – verloren. Der weitgehende Verzicht auf ein quellenkritisches Herangehen zeigt sich nicht nur hierin, sondern auch darin, dass die Korrespondenz nur aus Sicht der ehemaligen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen präsentiert wird, obwohl diese immer auch auf Anschreiben bzw. Nachfragen und Erkenntnisinteressen der Autorin reagiert haben. Briefe als Genre und als besondere Form der

Egodokumente werden nicht thematisiert, was aber für eine Nutzung „als Quelle der Geschichtsschreibung“ (Untertitel) unerlässlich wäre. Zur Dynamik der Erfahrungsaufschichtung früherer und späterer Eindrücke im Verlauf einer Lebensgeschichte stellt die Herausgeberin gleichwohl weiterführende Beobachtungen an. So merkt sie z. B. zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Hintergrund der Deportierten an: „Die schrecklichen Erfahrungen aus Stalin- und Hitlerzeit relativieren das heutige Geschehen.“ (S. 28) Während bisherige Untersuchungen den kritischen Fokus zumeist auf die Überlagerung der Vergangenheit durch die Gegenwart bzw. die jüngere Vergangenheit richten – auch dieser Aspekt ist in vielen Briefen präsent, in denen die Schreiber und Schreiberinnen „heute ihren Zwangsaufenthalt in Deutschland aufgrund ihrer Diskriminierungen und Verfolgung nach der Heimkehr 1945 (relativieren)“ (S. 40) –, muss doch die entgegen gesetzte Einflussrichtung – die Vergangenheit als Erfahrungs- und Orientierungspool für gegenwärtige Sicht- und Handlungsweisen – ebenfalls analytisch in den Blick genommen werden. In gleicher Weise bedeutsam ist hier auch der einrahmende, in seiner Reichweite kaum hoch genug anzusiedelnde Hinweis: „Viele der 1943 und 1944 Deportierten hatten bereits eine Leidenszeit unter deutscher Besatzung hinter sich.“ (ebd.)

Zusätzlich wirft das Buch eine Reihe wichtiger Fragestellungen und Untersuchungsrichtungen auf. Verschiedene Disziplinen sind mit dem Problem konfrontiert, „welche Auswirkungen Verfolgung und Ächtung in der NS-Zeit und im Sowjetstaat auf die Kinder und Enkelgeneration der Opfer haben“. (S. 41) Hierzu erfahren wir allerdings nur, dass bei „den (er)stgeborenen (Kindern)“ ehemaliger Zwangsarbeiterinnen „eine Häufung gesundheitlicher Schädigungen“ (ebd.) zu beobachten sei. Eine wichtige Dimension auch für die Erfahrungsgeschichte besteht darin, „dass die Traumatisierungen der Vergangenheit ... im Alter alle wieder aufbrechen“. (ebd.) Leider wird keiner dieser Aspekte im Gesamtverlauf der Darstellung systematisch erörtert. Die kurzen thematischen Aufrisse, meist von längeren Briefzitate gefolgt, verdeutlichen das Dilemma des Buchs. Einerseits können die einleitenden Bemerkungen aufgrund der Kürze nicht einschlägig an die inzwischen regional und lokal bis zur Unübersichtlichkeit detaillierten Forschungsergebnisse anknüpfen, andererseits entbehren die themenzentrierten Zitate der dezidiert lebensgeschichtlichen Perspektive, die solchen Erinnerungsbriefen innewohnt, und stellt sie dann ausschließlich in den Erklärungszusammenhang der Ereignisgeschichte, ohne die eigene Dimension der Erfahrungsgeschichte herauszuarbeiten. Hier zeigt sich leider viel ungenutztes Potential.

Das Buch ist mit einem starken moralischen Impetus geschrieben, der häufig auf Schilderungen und Bewertungen durchschlägt. Die damit einhergehende Betonung der Opfertragik erscheint der Thematik zwar zu einem großen Teil durchaus angemessen, greift aber als Gesamteinschätzung dennoch zu kurz. Gerade ein Buch, das sich auf die Fahnen schreibt, den Opfern ihre Würde zurückzugeben, geht nach Meinung des Rezensenten fehl, wenn diese nur durch den Verweis auf ihre Opferrolle gewürdigt werden sollen. Ansätze, die ein komplexeres Bild der ehemaligen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in dieser Hinsicht zum Ziel haben, werden von der Autorin grundsätzlich zurückgewiesen, weil von denjenigen Forschenden, die sie anwenden, angeblich „der Begriff ‘Opfer’ als diskriminierend empfunden“ (S. 34) und nur deshalb nach anderen Interpretationsmöglichkeiten gesucht werde. Wahrscheinlich wird man den Menschen trotzdem eher gerecht, wenn man auch ihre Handlungsspielräume, Anpassungsleistungen und Überlebensstrategien ernst nimmt, in

denen sie dann zwar nicht immer als hilfloses Opfer erscheinen, dafür aber facettenreicher dargestellt werden. Solche Überlegungen lehnt die Autorin jedoch programmatisch ab. (ebd.) Dabei lassen andere lebensgeschichtlich orientierte Untersuchungen – wie aber im Übrigen auch die hier präsentierten Briefe – durchaus differenziertere Bewertungen und Nuancen der Forschung bzw. Selbsteinschätzungen seitens der ehemaligen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen erkennen. „Als ich wieder zu Hause war und mit anderen ehemaligen ‘Ostarbeitern’ sprach, erfuhr ich, daß es nicht allen so schlecht ergangen ist wie mir, daß manche sich gern an Deutschland zurückerrinnern.“ (S. 36) Die Fixierung auf einen ausschließlichen Opferstatus behindert aber letztlich den Erkenntnisgewinn. Die Autorin erwähnt eine Gesprächssituation, in der einige der Briefschreiber und -schreiberinnen bei einem gemeinsamen untereinander ihre erzwungenen Tätigkeiten innerhalb der deutschen Rüstungsproduktion kontrovers diskutierten. Diese wichtigen Reflexionen eigenen Handelns wurden von ihr allerdings ausschließlich als – sinnvoller Weise nicht zu stellende – „Schuldfrage“ interpretiert und entsprechend wohlmeinend gebremst (S. 308). Dabei ist in die Forschung zur Zwangsarbeit seit einiger Zeit ein veränderter Grundton eingezogen<sup>1</sup>, der die Zuweisungen von Täter- und Opferrollen zwar weiterhin als unbezweifelbaren Bezugsrahmen nimmt, aber doch merklich weniger stereotyp interpretiert.

Christoph Thonfeld

**Stefan Zahlmann und Sylka Scholz (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgestaltung.** Gießen: Psychosozial-Verlag 2005, 294 S., 29,90 €

In einer Zeit, die gekennzeichnet ist von politischer und wirtschaftlicher Destabilität und in der Arbeitslosigkeit zu einem Massenphänomen avanciert, erleben selbst vermeintlich gut situierte Gruppierungen unserer Gesellschaft den Verlust von sozialer Sicherheit und Perspektive. Auch garantieren formale Qualifikationen, fachliches Können und persönlicher Einsatz dem Einzelnen schon lange nicht mehr beruflichen Erfolg. Hinzukommende oder nicht selten hieraus resultierende persönliche Krisen verheißen, was die eigene Lebensplanung betrifft, nichts Gutes. Leben bedeutet oft wagen, nicht aber immer gelingen. Im Gegenteil: ‚Scheitern‘ gehört wie der Tod zu jenen Urerfahrungen, die das Dasein und das Denken des Menschen seit Jahrtausenden begleitet und geprägt haben. Ungeachtet seiner medialen Präsenz im Unterhaltungs- und im Informationsbereich gilt vielen individuelles Scheitern noch immer, wenn nicht gar mehr denn je, als persönlich zu verantwortendes Versagen über das man besser nicht spricht.

Eine wesentliche Aufgabe von Sachbüchern ist es, auf ein Problem überhaupt aufmerksam zu machen, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass es ein bestimmtes Problem gibt. In diesem Sinne ist der von Stefan Zahlmann und Sylka Scholz herausgegebene Sammelband „Scheitern und Biographie“, der 2005 im Psychosozial-Verlag erschien, eine bemerkenswerte Publikation. Aus sehr unterschiedlichen disziplinären Perspektiven nehmen seine Herausgeber ebenso wie die Autoren und Autorinnen das

---

<sup>1</sup> Vgl. z. B. die sehr differenzierten Interpretationsansätze von Stefanski, Valentina Maria, Zwangsarbeit in Leverkusen. Polnische Jugendliche im I.G. Farbenwerk, Osnabrück 2000.

Phänomen des biographischen Scheiterns in seinen individuellen und kollektiven Facetten ins Visier. Scheitern nicht als simples, singuläres Misslingen, sondern als existentielle, wenngleich überwundene Realerfahrung, als Verlust und Aufgabe persönlicher Zielvorgaben wie als Nichterfüllung normativer Vorstellungen eines gelungenen Lebens ist das Thema dieses Buches.

Sein Aufbau gliedert sich in drei Teile: ‚Arbeit und Leistung‘, ‚Religion, Nation, Generation‘ und ‚Lob des Scheiterns. Einsichten und Aussichten‘.

Obgleich nicht chronologisch strukturiert, sind die hier dargebotenen Fallbeispiele, die den Zeitraum vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart umspannen, so positioniert, dass sie dem Leser eine Vorstellung vom gesellschaftlichen Wandel sozialer und kultureller Normen und somit auch biographischer Konzepte vermitteln. Eingeleitet werden die insgesamt 15 Beiträge durch eine originelle Reflexion Stefan Zahlmanns über das Scheitern im Kontext des ‚Sprachspiels‘, eines sprach-philosophischen Konzepts Ludwig Wittgensteins, dem zur Folge Sprache nicht ein Spiegelbild der Welt ist, sondern ihre eigene Ordnung hat und diese derselben aufzwingt. Scheitern, insbesondere das individuelle, ist immer ein schwerwiegendes Ereignis. Doch ob und inwieweit ein Leben als gelungen oder gescheitert zu gelten hat, entscheidet letztlich das Reden hierüber. Als „wahrgenommene Differenz zum gelungenen Leben“ (S. 13) wird Scheitern hier nicht als anthropologische Konstante, sondern als historisch, kulturell, sozial und geschlechtsspezifisch bedingtes Konstrukt definiert.

Um dem Buch nicht die Pointen und dem Leser nicht die Spannung zu nehmen, soll im Folgenden auf die einzelnen Beiträge nur knapp eingegangen werden.

Der erste Teil entwickelt das Thema entlang einzelner Biographien und deren narrativer Darstellung auf dem Hintergrund ihrer zeitspezifischen, historisch-kulturellen Norm- und Wertvorstellungen. Andreas Bähr schildert das Schicksal und schließliche Ende des „Tübinger Dichters, Advokaten und Publizisten Gotthold Friedrich Stäudlin“ (S. 37), der sich im September 1796 selbst tötete, weil er, sich nicht in der Lage sehend, „seine Existenz auf eine materiell abgesicherte Grundlage zu stellen“ (S. 38), moralisch versagt zu haben glaubte und anderen Menschen in Zukunft keine Last mehr sein wollte.

Jürgen Herres und Regina Roths Interesse gilt der Biographie von Karl Marx, jenes staatenlosen Exilanten, dem auch als Fünfzigjährigen der Weg in die materielle Unabhängigkeit nicht gelungen war. Nie zufrieden, ein Meister im Nichtvollenden und reich an persönlichen Tragödien galt er wohl vielen seiner Zeitgenossen als gescheitert. Nicht ins bildungsbürgerliche Konzept der Zeit, insbesondere der eigenen Familie, passte auch die Vita Sebastian Hensels, des einzigen Enkels des jüdischen Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn (1792-86), mit der sich Martina Kassel beschäftigt. „Nie durch eigenes Verschulden bankrott“ (S. 72) gegangen, machte dieser als Bildungsbürger, Landwirt und Hotelier im Kaiserreich eine bemerkenswerte Karriere. Als Erfolgsgeschichte galt sie seinem Sohn Paul jedoch nicht, eher als ein „Lebenslauf in absteigender Linie“ (S. 71). Das „familiäre Abseits (S. 98) und das Leiden an der Eindimensionalität des beruflichen Erfolgs sind Gegenstand des Aufsatzes von Renate Liebold, die sich mit der ‚Nachtseite‘ moderner männlicher Erfolgsbiographien auseinandersetzt. „Meine Kinder fragen mich schon lange nichts mehr“ (S. 89 ff). Gerd Dressels und Nikola Langreiters Thema ist das Scheitern von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, präziser die Formen dieses Scheiterns, wie auch das Erzählen hierüber, das durchaus generations- und geschlechtsspezifische

Muster aufweist und innerhalb der ‚scientific community‘ eher als nicht besprechbar gilt. Claudia Dreke schließlich analysiert die Geschichte eines „Scheiterns und deren Begründung aus der Perspektive einer westdeutschen Verwalterin“ (S. 127) zu Beginn der neunziger Jahre in den neuen Bundesländern auf dem Hintergrund von „Fremd- und Selbstbildern bzw. Fremd- und Selbsterwartungen“ (S. 128) im Kontext des geführten Ost-West-Diskurses.

Die Beiträge des zweiten Teils des Sammelbandes offerieren dem Leser einen anderen Blickwinkel, indem sie den „Fokus des Scheiterns vom einzelnen Individuum zur Gruppe“ (S. 24) verlagern. So stellt etwa Gesine Carl die philosophischen Konzepte der beiden, aus dem ostjüdischen Milieu stammenden Konvertiten Christian Salomon Duitsch und Salomon Maimon, beide Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts, einander gegenüber und hinterfragt deren diametral entgegen gesetzte Auffassungen vom Scheitern. Jürgen Reuleckes Augenmerk gilt den Vertretern der so genannten ‚Jahrhundertgeneration‘, d.h. der vor dem Ersten Weltkrieg geborenen Deutschen und ihrem „Umgehen mit Scheitern, Schuld und Versagen“ (S. 165) zur Zeit des Dritten Reiches. Als Beispiel dient ihm der sich zu Pfingsten 1947 im Kloster Altenberg bei Wetzlar konstituierende ‚Freideutsche Kreis‘, der sich erst 53 Jahre später, im Juni 2000, auflösen sollte. Um ein ganz besonderes mentalitätsgeschichtliches Problemfeld des 20. Jahrhunderts geht es in dem Beitrag von Rainer Pöppinghege, der sich anhand von ‚Ego-Dokumenten‘ (Memoiren, Erlebnisberichten, Feldpostbriefen etc.) den Selbstbildern und -darstellungen deutscher Kriegsgefangener des Ersten und Zweiten Weltkrieges zuwendet. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht die Gefangennahme als zeitlicher Fixpunkt individuellen oder kollektiven Scheiterns und der damit verbundene Rechtfertigungsdruck sich selbst gegenüber aber auch gegenüber Dritten. Die in vergleichender Perspektive behandelten Beispiele lassen die Fluktuationen männlicher und soldatischer Ideale deutlich werden. Männlichkeitsideale und deren Frakturen sind auch das Thema Christoph Kühbergers, der das Verhalten deutscher Kriegsgefangener nach 1945 in einem unter amerikanischem Befehl stehenden Internierungslager nahe Salzburg untersucht. Sein Interesse gilt insbesondere der Frage, wie die im NS-Staat sozialisierten, eigene Männlichkeitsvorstellungen pflegenden Soldaten auf den alternativen Männlichkeitsentwurf der Amerikaner reagierten. Das Interview Stefan Zahlmanns mit Sander L. Gilman schließlich lotet das Verhältnis des mainstream der amerikanischen Kultur zum Scheitern in Literatur und Alltag aus.

Der dritte Teil des Buches reflektiert die Chancen, die sich mit der Neubewertung biographischen Scheiterns für den Einzelnen ergeben. Scheitern als Möglichkeit, als Glück, als Voraussetzung für Fortschritt und individuelle Weiterentwicklung ist auch die zentrale Aussage des Beitrages von Utz Jeggle, für den Misslingen lebensimmanent ist: „Zum Glück gehört der Mut zum Unglück, zum Gelingen die Erfahrung des Scheiterns. Scheitern kann ich nur im Scheitern lernen“ (S. 234). Für ein ‚Lob des Scheiterns‘ plädiert auch Erhard Meueler und begründet dies anhand der eigenen Biographie, indem er dessen Potentiale aufzeigt. Erich Kästners ‚Fabian‘(1931) und Sven Regeners ‚Herr Lehmann‘(2002) sind Romane, die in Berlin spielen und die Geschichten von Männern erzählen, deren Leben den Anforderungen der Gesellschaft nicht genügen. Christian Klein identifiziert beide Texte als Beispiele für eine Literatur, die, obgleich sie individuelle Schicksale beleuchtet, immer auch die Krisen und Verwerfungen einer ganzen Gesellschaft in ihrer Zeit meint. Berlinspezifisch ist auch der Beitrag von Sylka Scholz über die ‚Show des Scheiterns‘ und den ‚Club der Pol-

nischen Versager', zweier Projekte der Berliner Szene-Kultur, in denen es um den Entwurf alternativer Sinngestaltungen geht, um die Profilierung einer Kultur des Legitimierens biographischen Scheiterns im Sinne Wittgensteins. Den Schluss ihrer Ausführungen widmet Sylka Scholz ihrer eingangs aufgeworfenen Frage nach dem Verhältnis von Scheitern, Geschlecht und Öffentlichkeit, wie auch dem Benennen weiterer Problemhorizonte.

Im Gegensatz zu vergleichbaren Publikationen basiert der vorliegende Sammelband nicht auf den Ergebnissen einer Tagung. Spürbar wird dies an der ein wenig zu kurz gekommenen argumentativen Vernetzung der Beiträge untereinander. Dies fällt jedoch angesichts der skizzierten Gemeinsamkeiten in der Einleitung kaum ins Gewicht.

Für ein wissenschaftliches Produkt ist dieses Buch erstaunlich gut lesbar. Es ist flüssig geschrieben, seine Sprache ist klar und nie selbstzweckhaft. Sein besonderer Reiz liegt darin, dass es unterhaltsam und bedrückend zugleich ist. Wer es liest, erfährt einiges über das Leben und seine Wahrnehmungen, mit seinen Brüchen, Neuanfängen, Enttäuschungen, Verletzungen und Widersprüchlichkeiten, über das Verhältnis von Lebensweg und Lebenswerk, über die Möglichkeiten und Formen seines Scheiterns und den Umgang damit. Es ist ein wichtiges Buch zur richtigen Zeit, ein Serum, dessen Immunisierungskraft gerade in einer Zeit gebraucht wird, die uns weismachen will, dass dem Tüchtigen immer die Welt gehöre und jeder seines Glückes Schmied sei.

Den Herausgebern ist ein konzentriertes, gehaltvolles und gut lesbares Buch gelungen, dessen wohlüberlegte Gliederung und dessen Verknüpfung von Beschreibung und Analyse sehr überzeugen.

Peter Respondek